

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 130.

Freitag, 22. Mai.

1931.

Die weißen Bälle / Ein Sportroman von Curt Seibert.

(Schluß.)

Die Turnierleitung, die sah, daß der Match im nächsten Satz zu Ende ging, wollte den Zuschauern für das hohe Eintrittsgeld nicht nur eine halbe Stunde uninteressantes Tennis vorsetzen, schob rasch zwischen dem zweiten und dritten Satz eine Kaffeepause ein und verhandelte mit mehreren Teilnehmern zwecks einiger Schaukämpfe, die nach dem Einzelspiel noch auszutragen wären. — „Die Leute müssen doch was zu sehen bekommen“, meinte Mister Showler und verkaufte nervös eine Zigarette. — „Wenn der Jnder gewinnt“, sagte ein Vorstandsmitglied, „wäre es eine Blamage. Noch nie hat ein Farbiger Wimbledon als Endsieger verlassen.“ — „Der Kuckuck mag wissen, was mit Domscheid los ist. Der spielt keineswegs in seiner besten Form.“ — „Chaima ist aber sehr gut, müssen Sie bedenken.“ — „Weiß ich, doch das Resultat ist niederschmetternd.“ — Stefan lief inzwischen aufgeregt umher und suchte den dicken polnischen Rechtsanwalt, den er endlich am Büfett erwischte, wo er eine Erfrischung zu sich nahm. — „Rabinowitsch“, sagte Stefan aufgeregt, „was ist das für ein Paket, das Sie bekommen haben.“ — Der Pole verschluckte sich und begann fürchterlich zu husten, um Zeit zur Überlegung zu gewinnen. — „Ein Paket?“, fragte er. „Ich habe kein Paket bekommen.“ — „Machen Sie keinen Anstich, ich habe wenig Zeit. Von wem ist das Paket, und was befindet sich darin?“ — „Woher wollen Sie...?“ — „Ich weiß es. Ein Boy hat mir kurz vor dem Spiel die Mitteilung gemacht, Sie hätten ein Paket von Prinz Tarasi bekommen.“ — In diesem Augenblick tauchte Bill im Saale auf, der Stefan gesucht hatte. Er winkte von weitem Rabinowitsch zu und machte ihm allerlei Zeichen, die der nicht verstand. Aber sie genühten, um dem Polen das Gespräch ins Gedächtnis zu rufen, das Eliza Domscheid einmal zwischen Tarasi und Chaima belauscht hatte, und ihm juckte der Gedanke durch den Kopf, daß Tarasi seinem Landsmann auch hier noch helfen wollte und der Auftraggeber des Bogen gewesen sein konnte. Vielleicht hatte Chaima die Sache selbst veranlaßt. Am Ende war das ganze Paket eine Finte und vollkommen leer.

Jedenfalls mußte Domscheid sofort vollkommen beruhigt werden: Und Rabinowitsch fand den Ausweg, Bill rasch herbeizuwinken.

„Haben Sie das Neueste gehört, Mister Cook?“, fragte Rabinowitsch und machte sein dümmstes Gesicht. „Jegendein dunkler Auftraggeber hat Mister Domscheid vor dem Spiel durch einen Boy sagen lassen, Prinz Tarasi habe mir ein Paket geschickt. Und nun will Mister Domscheid wissen, was darin ist.“ — Und zu Stefan gewandt, fuhr er fort:

„Hier, lieber Mister Domscheid, sind meine sämtlichen Schlüssel. Zu meinem Zimmer, meinem Salon, meinem Baderaum, zu meinen Koffern, meinem Schreibtisch, meinen Schränken. Bitte, gehen Sie hinauf in meine Appartements, sehen Sie selbst nach, durchwühlen Sie alles, was Sie finden, und sagen Sie mir dann selbst, ob sich dort ein Paket befindet. Kramen Sie in meinen sämtlichen Sachen umher und sehen Sie nach, ob darunter auch nur das Geringste ist, was mir Tarasi hätte senden können. Ich aber

(Nachdruck verboten.)

gebe Ihnen mein Wort, daß Sie nichts finden werden.“

An den Tresor würde Domscheid wahrscheinlich nicht denken.

„Jetzt weiß ich auch, warum du spielst, wie ein Karussell in seinen Kindertagen“, meinte Bill. „Von diesem Jnder läßt du dich abhängen, als hättest du nie Tennis gespielt, damit die ganze Welt über dich lacht. Und wenn du verloren hast, wird Tarasi oder sein Schützling aller Welt verkünden, daß du auf einen ganz dummen Trick hereingefallen bist.“

Rabinowitsch hielt Stefan immer noch seine Schlüssel hin, doch der wies das Anerbieten zurück. Wenn jener ihm sein Wort gebe, dann glaube er das natürlich. Bill wandte sich an den Polen: „Die Turnierleitung hat eben mit mir gesprochen und angefragt, ob ich bereit sei, in zwanzig Minuten einen Schaukampf mit Brooks gemeinsam gegen zwei Trainer auszufechten.“

„In zwanzig Minuten?“, fragte Stefan ungläubig. „Nun ja, Mister Showler ist der Ansicht, dein Kampf mit Chaima sei in zehn Minuten beendet.“

„Glaubt er? So! Na, da wird er sich irren.“ Wütend verließ Stefan das Lokal. Die beiden lächelten ihm nach.

„Chaima wird sich wundern, wie sich sein Gegner in der kleinen Pause verändert hat“, meinte Bill.

Und er hatte sich verändert, in jeder Weise.

„Bälle!“, rief er, kaum daß er den Platz betreten hatte. Denn er hatte Aufschlag. Sonst sprach Stefan kein Wort, jetzt ging ihm alles nicht schnell genug. Chaima war kaum auf der anderen Seite angelangt, hatte sich kaum umgedreht und das Rakett bereitgehalten, als der erste Ball des Deutschen über das Netz segte. Und nun begann ein Match, so schnell, so scharf, so hinreißend, daß die Zuschauer in Begeisterung, die Frauen in Verzückung gerieten.

Pfeifend furrten die weißen kleinen Punkte über den grünen Platz, Stefan jagte seine Rückhand in des Gegners verwundbare Flanke, bohrte sich mit langen, pfeilschnell geschossenen Treibschlägen tiefer und tiefer in den anderen hinein, um dann mit rasenden Sägen vorzustürmen und vorn mit seinem gefürchteten Rückhand-Schmetterball die Bälle auf den Rasen zu legen, daß sie haushoch sprangen und weit hinter den Tribünen auf anderen Plätzen landeten.

Der Jnder merkte, daß der Deutsche sich in den beiden ersten Sägen doch zu sehr gescheut hatte, als daß er den dritten Satz würde gewinnen können. So suchte er die Sache nur in die Länge zu ziehen und machte Anstalten, auf längeren Ballwechsel auszuweichen. Aber darauf ließ sich Stefan nicht mehr ein, er setzte die Bälle so, daß sie den Boden kaum berührten und daß sie nur langsam wiedergegeben werden konnten. Auf diese Weise brauchte er weniger zu laufen und kam schneller vor. 2:6 gab Chaima die beiden nächsten Sätze ab, wurde im fünften aber wieder ganz groß. Mit einer Riesenenergie bot er seine ganze Kunst auf, überspielte den Deutschen mehrfach und erreichte durch einige mehr als glücklich geratene Passierschläge 6:2 und Sahausgleich.

„Pause?“, fragte der Schiedsrichter.

„Nein.“

Scharf kam das zurück. Stefan wollte keine Pause, konnte keine gebrauchen. Wenn er jetzt ausruhte, kam er nachher nicht wieder in Schwung. So ging es weiter in der glühenden Sonnenhitze.

„34 Grad im Schatten“, sagte jemand.

„Müssen Sie denn gerade in den Schatten gehen?“

Auf einmal sprangen die Zuschauer auf und brüllten wie die Besessenen. Stefan hatte zum Endspurt eingesetzt, und jetzt begann ein Ringen um jeden Ball.

Chaima lief sich die Beine aus dem Leib, aber er war aus dem Konzept gebracht durch die fürchterliche Ruhe, mit der sein Gegner jetzt alle Bälle zurückgab und keinen Fehler mehr machte.

Nur als er einmal einen ganz leichten Ball versagte, da schrie Gladys aus voller Lungenkraft:

„Stefan!“

Er wandte den Kopf. Hatte nicht jemand gerufen? War das nicht Gladys' Stimme? Sie feuerte ihn an? Sie mußte ihn anspornen! Ja, was war denn geschehen? Spielte er Tennis oder Billard? Diese schreckliche Hitze nahm einem den Verstand.

Spielte drüben nicht Chaima, der Jnder und Freund des Prinzen Tarasi? Und wenn mein Rakett pläht, ich muß gewinnen, dachte Stefan.

Totenstille herrschte bei dem ersten Matchball, den Stefan bekam und den der Jnder aufgeregt ins Netz schlug. Ein einziger Aufschrei aus vielen tausend Rehlen folgte und beendete den Kampf. Stefan begriff nichts, als er fotografiert und von seinen Landsleuten auf den Schultern vom Platz getragen wurde. Erst als Gladys ganz leise seinen Namen nannte, als sie ihn mit glücklich strahlenden Augen anlachte und ihn leise und sanft übers Haar strich, wußte er, daß er gesiegt hatte.

Dann fiel er in Ohnmacht.

Wer nach diesem heroischen Kampf geglaubt hatte, Stefan werde am nächsten Tage das Endspiel im Herrendoppel nur mit Mühe und Not durchführen können, hatte sich gewaltig geirrt. Als er am anderen Morgen aufwachte, fühlte er sich frisch und tatkräftig wie nie zuvor. Die Tatsache, daß er Weltmeister war, gab ihm eine ungeheure Sicherheit. Und dennoch hatte er seine Kräfte überschätzt. Wäre nicht Bill ausgerufen in den Kampf gegangen, sie hätten gegen Wilson-Wings, die prächtig aufeinander eingespielten Amerikaner, kaum gewonnen. Bill erwies sich als der beste der vier, ihm gelang alles, er dirigierte den Kampf, und Eliza, die oben auf der Tribüne neben Gladys saß — die beiden hatten sich rasch angefreundet —, brauchte keine Sorge um ihren Bill zu haben.

Nach anderthalb Stunden war der Match gewonnen, und es dauerte sehr lange, bis die begeisterten Zuschauer das Siegerpaar in ihre Kabinen ließen. Jeder wollte sie sehen, mit ihnen sprechen, Autogramme haben oder sie photographieren.

„Bill hat viel besser gespielt als du“, sagte Eliza stolz zu ihrem Bruder.

„Aber natürlich, Kleines, hat Bill viel besser gespielt“, bestätigte Stefan.

„Finden Sie nicht auch“, fragte Gladys, „daß Stefan ganz hervorragend war?“

„Aber ohne Frage war er viel besser als ich“, sagte Bill.

Und die Damen waren wieder einmal beide zufrieden.

Am Abend, als die vier auf ihrem Zimmer saßen, um endlich einmal allein und ungestört zu sein, klopfte es plötzlich.

„Wer ist denn das schon wieder?“, fragte Bill ärgerlich und ging zur Tür, um zu öffnen.

Draußen stand Rabinowitsch.

„Störe ich?“

„Natürlich! Das sehen Sie doch! Aber kommen Sie nur rein, Doktor, eine Zigarette sollen Sie haben.“

Der Pole betrat das Zimmer etwas feierlich, be-

grüßte die Damen, wobei ihm der Handkuß nicht ganz leicht wurde, da er ein kleines Paket unter dem Arm trug. —

„Sie müssen verzeihen, wenn ich störe“, begann er. „Denn, daß ich störe, sehe ich selbst. Aber ich habe mich einer Pflicht zu entledigen. Prinz Tarasi hat mir dieses Paket geschickt...“

„Also doch!“, rief Stefan.

„Wir wollen Sie nicht unnütz nervös machen, solange Sie zu spielen hatten“, entschuldigte sich der Rechtsanwalt. „Doch nun, da alles vorüber ist, möchte ich doch meinen Botengang erledigen.“

Damit überreichte er Stefan das Paket.

„Für mich?“

„Ich sollte es Ihnen geben, stand in dem Begleitschreiben.“

Stefan riß den Faden auf und wickelte das Papier ab. Das Paket enthielt zwei kleine Etuis, gleich groß. An jedem steckte ein Zettel. Auf dem einen stand: „Mrs. Gladys Turner“, auf dem anderen „Miß Eliza Domscheid.“

„Also für die Damen“, sagte Stefan und reichte ihnen die Etuis. — Die Schachteln enthielten je einen wundervollen Ring mit einer großen, in Platin gesetzten Perle. Und jedes Päckchen enthielt ferner eine Karte aus schwerem Blütenpapier mit den Worten:

„Mein Hochzeitsgeschenk.“

„Schlaue Leute, diese Jnder“, meinte Bill. „Wie der das wohl gemerkt hat, daß ihr beide heiraten wollt?“

Da mußten sie alle lachen, am meisten aber der dicke Pole, denn von den fünf Glücklichen in diesem Zimmer war er der Glücklichere, weil er sich die meisten Sorgen gemacht hatte und die Sache nun zu aller Zufriedenheit ausgelaufen war. Deshalb war er auch gar nicht böse, als ihn Bill am Arm nahm und sanft, aber energisch aus dem Zimmer bugsierte.

— Ende! —

Das Geheimnis des Temple in neuem Licht.

Zu den Rätseln der Weltgeschichte, die immer wieder auftauchen, gehört auch die nach dem Schicksal des unglücklichen Sohnes Ludwig XVI. und der Marie Antoinette, des Dauphin, dem die Geschichte den Namen Ludwig XVII. eingeräumt hat. Verschiedene Anwärter auf die Rechte dieses Fürstenfindes, das angeblich in seinem Gefängnis im Turm des Pariser Temple gestorben sein soll, sind später aufgetreten; am bekanntesten wurde Uhrmacher Raundorff, dem man den Titel des „Schattenkönigs“ verliehen hat. Noch heute nach 130 Jahren ist dieser Streitfall nicht zur Ruhe gekommen; Raundorffs Nachkommen führen den Prozeß um seine Anerkennung noch weiter und besitzen bis zum heutigen Tage das verbriefte Recht, den Namen Bourbon zu führen. Die neuesten Ermittlungen, die über dieses historische Rätsel angestellt worden sind, sprechen immerhin dafür, daß die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen ist, einer der Prärenten sei der echte Dauphin gewesen, und das weitaus meiste Anrecht auf Glaubwürdigkeit hätte dann der Potsdamer Uhrmacher, den sein neuester Biograph Hans Roger Madol nach sorgfältigster Prüfung alles für und wider für den echten Sohn Ludwig XVI. zu halten geneigt ist. Für die ganze Echtheitsfrage ist es entscheidend, ob der Knabe, der mit dem Königs Paar während der Revolution im Temple eingekerkert wurde, und das Kind, das am 8. Juni 1795 in diesem Gefängnis starb, ein und dieselbe Persönlichkeit sind. Sofort nach dem Tode des angeblichen Dauphins tauchten Gerüchte auf, daß der Königssohn vorher aus dem Gefängnis herausgeschmuggelt wurde und in die weite Welt entkam, und an diesem Glauben halten noch heute viele Franzosen und eine Anzahl Gelehrter mit Zähigkeit fest. Die Gefangenhaltung des Knaben, zu dessen Aufsicht ein Schuhmacher und eifriger Jakobiner Simon bestellt war, ist vielfach erörtert worden, und man hat den Schuhmacher von dem Vorwurf gereinigt, er habe das Kind grausam mißhandelt und zum Trübschloß gemacht. Alle Zeugnisse stimmen darüber überein, daß der Dauphin, der nach der Hinrichtung seiner Eltern von seiner Schwester getrennt wurde, ein aufgewecktes und gesundes Kind war. Umso merkwürdiger erscheint es, daß die drei Konvents-Mitglieder, die einen Bericht über das Ergehen des „jungen Capet“ erstatten sollten, ein krankes und taubstummes Kind vor-

fauden. Die Annahme ist nicht von der Hand zu weisen, daß an die Stelle des geflohenen Dauphins dieses taubstumme Kind in das Gefängnis gebracht wurde.

Nach den Memoiren des späteren Mitgliedes des Direktoriums Barras soll der Prinz 1794 aus dem Gefängnis herausgeschmuggelt und auf den Landsteg eines Bankiers gebracht worden sein. Auch eine reiche Engländerin, Frau Atkins, der das tragische Schicksal des Fürstentums tief erregte, plante seine Befreiung und erzählte in ihren Erinnerungen, es sei ihr mit Hilfe des Marquis de Fenoyl gelungen, als Wärter einen andern Mann an die Stelle Simons zu bringen, und als dann Simon mit seiner Frau den Temple verließ, befand sich in dem Wagen, der seine Habseligkeiten fortführte, unter den Sachen der junge Prinz, der taubstumme Sohn eines Schneiders aus der Normandie sei stattdessen ins Gefängnis gebracht worden. Jedenfalls starb am 8. Juni 1795 ein Knabe in dem Kerker des Temple und wurde unter dem Namen des Dauphin in der Kirche von St. Marguerite begraben. Als diese Kirche im Jahre 1853 unter Napoleon III. niedergelegt wurde, grub man die Überreste dieses Grabes aus und ließ sie durch die besten Ärzte jener Zeit genau untersuchen. Sie erklärten, daß der Knabe, der hier beerdigt war, nicht Ludwig XVII. gewesen sein könnte. Das Gutachten, das damals die Ärzte Dr. Mecanier und Alphons Milcent erstatteten, sagt ausdrücklich: „Es ist unmöglich, daß dieses das Skelett eines Kindes von 10 Jahren ist. Die Knochen sind die eines jungen Mannes von 15 bis 18 Jahren.“ Auf Grund dieses Gutachtens sind jetzt neue Forschungen angestellt worden; man hat die in dem Dokument von 1853 angegebenen Maße und Einzelheiten nachgeprüft und ist zu der Überzeugung gelangt, daß die damaligen Schlussfolgerungen richtig waren und daß der ziemlich erwachsene Bursche, der im Gefängnis starb, nicht der zehnjährige Knabe gewesen sein kann, der als Sohn des Königspaares in das Gefängnis gebracht worden war. Die Ansprüche der Nachkommen Naundorffs gewinnen dadurch eine neue Unterstützung. Zweifellos sind viele Auoacter Betrüger gewesen. Befand sich doch unter ihnen sogar ein Indianer, der von einem Missionar nach Frankreich gebracht wurde. Einiges Aufsehen erregte ein gewisser Brumeau, der als Tagelöhner in den Vereinigten Staaten sich mühsam durchs Leben schlug und 1818 nach Frankreich zurückkehrte mit der Behauptung, er sei Ludwig XVII. Er starb im Gefängnis 1825. Mit großer Geschicklichkeit kämpfte für sein Recht auch ein gewisser Hebert, der sich „Herzog von Richemont“ nannte. Aber auch er mußte vom Schauplatz verschwinden. Der einzige, der wirkliche Erfolge erzielte, war Naundorff. Ihm gelang es immer wieder, einflußreiche Personen zu finden, die sich für ihn einsetzten, und an seiner Leiche haben die Ärzte die gleichen Merkmale wie am Körper des Dauphin festgestellt: die Narbe an der Lippe, das ausgebreitete Muttermal am Schenkel, die vorstehenden Zähne und ein Dreieck, das durch die Impfung hervorgerufen war.

Ungarische Rhapsodie um Mitternacht!

Eine merkwürdige Geschichte.

Von Karl Hergert.

Der Komponist Ralph Hubert pflegte in seinem Bekanntenkreise oft folgendes, höchst merkwürdiges Erlebnis zu erzählen: „Es mochte gegen ein Uhr nachts sein, als ich plötzlich durch Klavierpiel aus dem Schlafe geweckt wurde.

Da ich meine Wohnung allein bewohnte, mußte sich also jemand eingeschlichen haben, vielleicht ebenfalls ein Kunstjünger, welche ihren Freunden ja gerne solche und ähnliche Streiche spielen, um mich mitten in der Nacht mit der Darbietung der 2. Ungarischen Rhapsodie von Fr. Liszt zu erfreuen. Nichtsdestoweniger war ich meiner Sache doch nicht ganz sicher und es ließ mir doch ein wenig kalt über den Rücken, als ich nach der Nachttischlampe tastete.

Endlich flammte das Licht auf. Langsam gewöhnten sich meine Augen an das Helle, aber als ich nach dem Klavier sah, bemerkte ich ... nichts!

Ich muß bemerken, daß das Klavier auch für elektrisches Spiel eingerichtet war, der Steder aber nicht in der Steddose war, sondern über der eisernen Bettstelle an meinem Kopfe hing. Ich stand vor einem Rätsel.

Das Piano spielte inzwischen schon das Frisla des genannten Musikwerkes, ohne daß ich auch nur im entferntesten gewußt hätte, wie ich es hätte zum Schweigen bringen können; denn ein Mensch spielte nicht und der elektrische Anschluß war ebenfalls nicht vorhanden.

Temperamentvoll wie alle Künstler, raste ich in meiner Verzweiflung durch das Zimmer, setzte mich auf den Tisch, die Stühle, das Bett und starrte das Klavier an. —

Mit einem Male verstummte es. Die plötzliche Stille wirkte fast noch schrecklicher auf mein erregtes Gemüt als das vorige Spiel. Nach einer Weile legte ich mich wieder ins Bett.

Als ich endlich nach langem Grübeln etwas eingeschlafen war, wurde ich durch erneutes Spiel aus dem Schlaf gerissen.

Entschlossen, jetzt energisch der Sache auf den Grund zu gehen, steckte ich das Licht an, vergewisserte mich, daß niemand im Zimmer war und der elektrische Steder über meinem Bette hing. Dann begann ich zu suchen.

Das Klavier spielte inzwischen das Finale, das Prestissimo, der Ungarischen Rhapsodie, doch dann fing es mit dem Musikstüd wieder von vorn an. Daraus schloß ich, daß die Rolle abgelaufen war, also das Piano irgend eine elektrische Verbindung haben mußte; die Frage war nur ... wo?

Ich suchte und suchte, aber alles war vergebens!

Endlich gegen 10 Uhr morgens fand ich des Rätsels Lösung:

Als ich mich am Abend etwa gegen 9 Uhr zu Bett legte, war die Wärmflasche, welche ich wegen der kalten Jahreszeit benutzte, ziemlich heiß und wenn ich mit den Füßen dagegen trat, zog ich sie unwillkürlich zurück. Um etwa 1 Uhr hatte sie sich abgekühlt und als ich wieder gegen sie trat, fiel sie zwischen Bettstelle und Sprungrahmen.

Die elektrische Steddose befand sich am unteren Ende des Bettes. Meinen Rod hatte ich an dem Aufhänger, einem eisernen Kettchen, an ihr aufgehängt. In der linken Brusttasche befand sich ein stählernes Lineal, welches ich am Tage gekauft hatte. Der Steder hing, wie bereits bemerkt, über der eisernen Bettstelle an meinem Kopfe.

Der elektrische Strom floß also von der unteren Steddose durch das eiserne Kettchen und das stählerne Lineal in die untere eisernen Bettstelle.

Durch das Holz zwischen letzterer und dem Sprungrahmen hatte der Strom keine weitere Verbindung, bis ich gegen 1 Uhr nachts mit den Füßen gegen die Wärmflasche trat und so die Verbindung zwischen der eisernen Bettstelle und dem Sprungrahmen herstellte.

Dadurch war aber auch die Verbindung mit der oberen Bettstelle und, da an derselben der Steder hing, mit dem Klavier vollständig und es begann zu spielen.

Als ich mich in meiner Verzweiflung auf das Bett setzte, wurde die Wärmflasche verschoben und die Verbindung unterbrochen: das Piano hörte auf zu spielen.

Nachdem ich wieder etwas eingeschlafen war, trat ich von Neuem gegen die Flasche, die Verbindung war hergestellt und das Spiel begann wieder.

Wie bereits gesagt, habe ich von nachts 1/3 bis gegen 10 Uhr morgens geschlafen, bis ich die Lösung fand, aber gleichviel, so natürlich sie auch war, habe ich dieses Erlebnis doch lange nicht vergessen können!

Neue Schottenwitze.

Ein Mann aus Aberdeen las leidenschaftlich gern Bücher, die er in der Volksbibliothek entlieh. Da er jedoch seines Berufes wegen nur am Abend lesen konnte, erlernte er, um Licht zu sparen, die Blindenschrift und las von jetzt ab im Dunkeln.

Ein Farmer aus den Grampians fuhr mit der Bahn in die Stadt. Mit ihm saßen noch drei andere „Eingeborene“ im Raucherauteil. Der Farmer nahm eine Pfeife aus der Tasche und bat einen der Mitreisenden um Feuer. Der bedauerte, keine Streichhölzer bei sich zu haben. Der zweite ebenfalls. Auch der dritte. „Verdammt schäbige Gesellschaft“, knurrte der Landmann und — zog sein eigenes Feuerzeug aus der Tasche.

Ein Hochländer wurde einst von drei landfremden Räubern überfallen. Er verteidigte sich mit großem Mut, unterlag aber schließlich doch der Übermacht. Als man daran ging, seine Taschen zu leeren, glaubte man in Hinficht auf die tapfere Gegenwehr, eine größere Summe bei ihm zu finden. Die Beute ergab aber zusammen nur ungefähr Sixpence. „Seien wir froh, daß es nicht mehr ist“, lachte einer der Räuber, „denn wenn der Schotte auch nur einen Schilling bei sich gehabt hätte, hätte er uns alle totgeschlagen.“

George hat sich mit seiner Kate auf einer Straße in Aberdeen getroffen. Da er, wie in allen Dingen, auch sparsam mit Worten ist, bleibt sie schließlich gelangweilt an einer Vitafasäule stehen, interessiert die Abendankündigungen verfolgend.

„Ja, Kate, was ich sagen wollte“, läßt sich endlich George vernehmen, „wie werden wir heute den Abend verbringen?“

„Oh“, sagte bescheiden das Mädchen, „ich werde natürlich dahin gehen, wo du mich hinführst.“

„Also gut“, erwiderte der Liebhaber, „machen wir einen Spaziergang!“

Neue Bücher

* **Arthur Roeh:** „Der Hochwald“, Gedichte. (Verlag Metropoli-Gesellschaft E. Matthes u. Co., Berlin.) Der Hochwald in seiner Erdbewurzelung und himmelanstrebenden Kraft gibt dieser Versammlung eines jungen Dichters Titel und, in gewisser Beziehung, auch Symbol; denn das Schaffen hat sowohl Bodenständigkeit wie den starken Auftrieb gläubig ringenden Gefühls. Wohl ist manches noch nicht ausgereift, auch Unwesentliches schiebt sich ein, doch der Gesamteindruck ist der einer eigenkräftigen, um Tag und Mode unbekümmert schaffenden Persönlichkeit. Trotzdem ist der Dichter kein Abseitiger und Weltfremder, er hat Auge und Herz für die Zeit. Seinen Landschaftsbildern eignet oft eine durchaus charakteristische Art, seines Erspüren deutet die Tierseele, vielleicht am überzeugendsten indes gelangen einige billische Motive, gestaltet in kraftvoller Holzschnittmanier. Gerade hier verspürt man das Hingegenwärtsein an den Stoff, die innere Glut, die schöpferischen Ausdruck sucht. Dies gottliche Ringen um das Schicksal dämpft sich in Zeitgedichten zu verhaltener Resignation oder läßt einen leicht ironisch getönten Humor aufblühen, immer unsentimental, bisweilen schon von konzentrierter Einfachheit. Jedenfalls weist das Buch eine recht verheißende Begabung, auf deren Entwicklung man aufmerken muß.

* **Erwin Hohenlohe:** „Menschen im Tief-land“. (Amalthea-Verlag, Wien.) Das Lebensschicksal eines weltabgewandten, einsamen Menschen erfüllt sich im Kreislauf des Jahres. Das Kommen und Gehen von Frühling, Sommer und Herbst wirkt bestimmend auf seinen Geist. Die wunderbare Größe der weiten Steppe, die seine Heimat ist, das geheimnisvolle Schweigen unendlicher Wälder, in denen er lebt, bildet und formt sein Wesen. Aus dem Grenzenlosen der ihn umgebenden Natur wächst der Konflikt seiner Seele. Die Weite erfüllt ihn mit stetem Verlangen nach dem ungreifbar Entrückten und weist ihm auf neue die Enge der Schranken, die jedem Menschen gesetzt sind. Überall stößt er auf sie: in seiner Liebe zum Mädchen der Steppe, in seinem steten Drang nach Erkenntnis des Lebens, in seinem Wunsche nach Auflösung im Schoß der Natur. Das Bewußtsein eigener Unzulänglichkeit verzehrt seinen grübelnden Geist. Der Drang nach Erkenntnis vom Sinn und Wert des Lebens wächst beherrschend aus der Betrachtung des ewigen Spieles von Leben und Tod, des Erblühens und Vergehens der Jahreszeiten. Aus solchem Geiste entstand dies fesselnde Buch. Ein Buch der unstillbaren Sehnsucht, die in den östlichen Ebenen wohnt, ein Buch des Verlangens, der leidenschaftlichen Forschungsbegehrde.

* **Martha Ostenso:** „Die Wasser unter der Erde“, Roman. (F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung, Wien.) In dem neuen Roman der Ostenso handelt es sich wieder um den Kampf starker Menschen gegen Abhängigkeit und Bindung — in diesem Falle um das Loslösen der Kinder von dem Einfluß eines puritanisch strengen und starken Vaters. Dieser Konflikt ist mit einer Folgerichtigkeit sonderbar durchgeföhrt, und in jeder Phase ist er so vollkommen beherrscht von einem tiefen Wissen um Seelisches, daß die Dichterin einen ganz großen Triumph als Psychologin feiert. Es ist ein mächtiges und ein erschütterndes Buch, ein menschliches Dokument von Format.

* **Als Landstreicher durch Deutschland**, Erlebnisse in Herbergen und Asylen, auf der Landstraße und in Arbeitshäusern. Von Joachim Rüggheimer. (Verlag W. Köhler, Minden i. W.) Auf die Abfertigung der Bettler an der Wohnungstür beschränkt sich im allgemeinen die Beziehung des großen Publikums zu den Landstreichern und Vagabunden, den Kunden und Tüppelbrüdern. Ein bekannter Berliner Journalist, Joachim Rüggheimer, einer der besten Kenner des Vagabundenlebens, hat lange Zeit unter ihnen und wie sie selbst gelebt. Licht- und Schattenseiten des Vagabundenlebens, wie er selbst es mitmachte, schildert er. Er erzählt die abenteuerlichen Erlebnisse seiner Kreuz- und Quertfahrten durch Deutschland als echter Vagabund und Bruder Straubinger. Eine sensationelle Reportage aus der Wirklichkeit.

* **Jutta Cornill:** „Aus der Etappe des Westens. Von Elisabeth von Gustedt. (Phönix-Verlag Carl Siwinna, Berlin SW. 11.) Eine deutsche Frau „Jutta Cornill“ geht während des Krieges hinaus auf Befehl des Kriegsamtes, um im Etappengebiet des Westens den

Frauen-Bildsdienst zu organisieren. Sie erlebt mit fühlendem Herzen die Nöte des Krieges. Sie tritt ein für deutschen Geist und deutsche Ehre. Sie erkennt klaren Blickes die Ursachen, die zum Untergange führen und kämpft mutig an gegen Schwäche und Verrat. Über Versuchungen und Feindschaft, Enttäuschungen und den Verlust der Freunde, die der Krieg fordert, hinweg, bewahrt sie sich ihr stolzes Selbst, auch der hereinbrechende Untergang kann ihr den Glauben an Deutschlands ferne Zukunft nicht rauben. Lebendig und wahrheitsgetreu geschildert ziehen die Gestalten der Etappe am Geiste des Lesers vorüber. Jutta Cornill erkannte die Schwächen der Etappenkämpfer sehr bald, aber auch ihre Kraft konnte nicht ausreichen, alle Übelstände zu beseitigen. Das äußerst interessant und schwungvoll geschriebene Buch hält den Leser bis zuletzt in Atem.

* **„Das Löwenbuch.“** Der Autor, Requisiteur und Operateur des filmischen Meisterwerkes „Simba“, Mr. Martin Johnson from New York, hat „Das Löwenbuch“ mit dem erläuternden Untertitel „Afrikanische Abenteuer mit dem König der Tiere“ geschrieben. (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.) Mit viel Mut, mehr Selbstvertrauen und noch mehr Geld zogen die Johnsons — Mr. Martin Johnson und Mrs. Osa Johnson — in die „Höhle des Löwen“. Wohlgerüstet konnte das originelle Ehepaar den vierbeinigen Majestäten mit aller notwendigen Seelenruhe entgegen treten. Und sonderbar: diese Optimisten täuschten sich nicht, sie erwiesen sich vielmehr als scharfsinnige Kenner der Tierseele. Die wissenschaftlichen, tollkühnen Reporter spazierten und hauffierten manchmal gefährlich nahe an die Immitäten in Fürstentümern heran. Oft war die Lage mehr als brenzlich, d. h. lediglich für die Attentäter. Manchmal mußte die Büchse das Leben der Johnsons vor der Rut Simbas retten. Jedoch nur selten, denn nach Johnsons kompetenter Aussage ist der Löwe ein Gentleman. „Gewiß ist er gefährlich — gefährlich sind auch der Niagarafall und ein Meisterröhrer, wenn man unverschämterweise nicht den nötigen Abstand wahrt.“ „Der Löwe kämpft wie ein Teufel, wenn er angegriffen wird.“ Aber wenn es sich nicht darum handelt, seinen Hunger zu stillen, tötet und kämpft der Löwe nicht und stört kein lebendiges Wesen. Das ist mehr, als man von den meisten Menschen behaupten kann.“ Dieses mit 42 meist ganzseitigen, teilweise in Kupfertiefdruck wiedergegebenen, herrlichen Photos geschmückte „Löwenbuch“ ist das tierfreundlichste und -friedlichste, das je über „wilde Bestien“ geschrieben wurde.

* **H. v. Weddertop:** „Oberitalien“. Mit vielen Zeichnungen von Heinsheimer und Köhner. Farbiger Umschlag von W. Frier. (Verlag Piper u. Co., München.) In der beliebten Serie „Was nicht im Vordeler steht“ ist neben dieser neue Band über Oberitalien erschienen. Wir sehen Italien nicht mehr so wie unsere Eltern. Vieles ist neu zu werten. Weddertop führt uns frisch und unbefangen durch das Land, seine Städte und seine Kunst. Er geht nicht die ausgetretenen Pfade, sondern stößt zu den Quellen vor. Er schreibt nicht nur über das Berühmte, das allzuoft nur pflichtmäßig bewundert wird, sondern führt vor allem auch in die vielen kleinen Städte mit ihrer charaktervollen Schönheit, in denen wir dem Geist des Landes besonders nahe sind. Aber auch über Bielbesuchtes, wie Florenz, Bologna, Pisa, Venedig, Genua, Mailand, gibt dieser lustig illustrierte, sehr kurzweilige geschriebene Band Anregendes und Instruktives in Fülle.

* **Prof. Sidmanns geographisch-statistischer „Universal-Atlas“ 1930/31**, bearbeitet von Dr. A. Fischer. (Verlag G. Freytag u. Berndt A.-G., Wien 7.) Auch die neue Auflage hält jeden Volkswirtschaftler, Lehrer, Politiker, Kaufmann, kurz jeden Gebildeten überhaupt, auf den verschiedensten Gebieten des Allgemeinwissens auf dem Laufenden. Es seien hier nur kurz einige der vielen in Diagrammen greifbar deutlich gegebenen Zusammenstellungen erwähnt, die samt den geographischen Karten aller Länder der Erde die stattliche Zahl von 100 zählen und durch 96 Seiten Text mit weiterem wichtigen Material ergänzt werden. Zu ersterem zählen: Produktion und Verbrauch von Lebensmitteln und Gütern, Welthandel, Nationalvermögen, Menschenrassen, Rundfunk, Arbeitslosigkeit, Rüstungsfragen u. a. m., zu letzterem z. B. Einwohnerzahl, Größe, Dichte, Regierungsform, Währung, Finanzen, Außenhandel jedes Staates. Das nun schon seit Jahrzehnten alljährlich erscheinende Werk bringt auch diesmal wieder eine Fülle von Material auf Grund neuester Daten.